



Arsene Guillot.

Von Prosper Mérimée.

(Fortsetzung.)

Nach einiger Zeit stand die Frau von Piennes auf, um fortzugehen, weil sie die Kranke durch langes Gespräch zu ermüden fürchtete, und Max folgte ihr wie ihr Schatten. Arsene nahm Abschied von ihm, fast ohne ihn anzusehen.

„Ich bin mit Ihnen zufrieden, Max,“ sagte die Frau von Piennes, die er bis an ihre Wohnung begleitet hatte, „und mit der Kranken noch mehr. Sie hat sich in ihr Schicksal völlig ergeben und giebt Ihnen ein schönes Beispiel.“

„Ist Leiden und Schweigen so schwer zu erlernen?“ fragte Max von Saligny.

„Vor Allem muß man lernen, sein Herz den bösen Gedanken zu verschließen.“

Max verbeugte sich und entfernte sich rasch.

Als die Frau von Piennes am nächsten Tage Arsene wieder besuchte, betrachtete diese ein Bouquet seltener Blumen, das auf einem Tischchen neben ihrem Bette stand.

„Saligny hat sie mir geschickt,“ sagte sie. „Er ließ sich nach mir erkundigen; selbst ist er aber nicht bei mir gewesen.“

„Die Blumen sind sehr schön,“ bemerkte die Frau von Piennes trocken.

„Sonst liebte ich die Blumen sehr,“ sagte die Kranke seufzend, „und er schickte mir immer die schönsten, die er finden konnte. . . Jetzt riechen sie zu stark für mich. Nehmen Sie das Bouquet mit sich; er wird es nicht übel nehmen, wenn ich Ihnen die Blumen gebe.“

„Nein; Sie sehen die Blumen gern, und ich will nur die starkriechenden nehmen; die Camilien behalten Sie.“

„Gerade diese hasse ich. Sie erinnern mich an den einzigen Zank, den wir mit einander gehabt haben. Ich fand nämlich einst eine schöne rosa Camellie bei ihm in einem Glase mit Wasser. Ich wollte sie nehmen, aber er ließ mich dieselbe nicht einmal anrühren, schloß sie in einen Schrank und steckte den Schlüssel zu sich. Sie mußte von einer Dame sein, ich habe aber nie erfahren, von wem er sie erhalten hatte.“

Arsene sah bei diesen Worten die Frau von Piennes scharf an, welche unwillkürlich die Augen niederschlug und sich an eine gewisse Geschichte einer Camellie erinnerte. Sie hatte einst

eine Camellie aus ihrem Haar genommen und sie ihm gegeben. Sie wußte selbst nicht mehr, warum, und sie erröthete unwillkürlich, als im nächsten Augenblicke Max eintrat.

Damit die Kranke nicht spreche, da ihr dies verboten war, las Max etwas vor, aber Niemand hörte darauf. Bei dem Fortgehen nahm die Frau von Piennes auf Arsenes wiederholtes Bitten den Blumenstrauss mit sich und Max folgte ihr in ihre Wohnung, ohne daß sie ihn dazu aufgefordert hatte. Sie setzten sich da beide nieder und saßen einander lange schweigend und verlegen gegenüber.

„Das arme Mädchen!“ sagte die Frau von Piennes endlich; „es scheint gar keine Hoffnung mehr für sie zu sein.“

„Was sagt der Arzt?“

Die Frau von Piennes schüttelte den Kopf. „Sie hat nur noch wenige Tage zu leben. Es ist gewiß grausam, so jung sterben zu müssen, wer weiß aber, ob es nicht ein Unglück für sie gewesen wäre, wenn sie länger gelebt hätte. Die Vorsehung scheint ihr nur Zeit zur Reue gegeben zu haben, als sie die Unglückliche vor einem plötzlichen Tode bewahrte. Der Abbé Du Bignon ist sehr zufrieden mit ihr und wir dürfen sie also nicht so sehr beklagen, Max.“

„Ich weiß überhaupt nicht, ob die zu beklagen sind, die jung sterben,“ fiel Max schnell ein; „ich für meinen Theil möchte jung sterben. Mich schmerzt es nur, sie so leiden zu sehen.“

„Die Leiden des Körpers sind oft Balsam für die Seele.“

Max setzte sich, statt zu antworten, in der fernsten, dunkelsten Ecke des Zimmers nieder. Die Frau von Piennes nahm eine Arbeit vor, aber ihre Augen fanden keine Ruhe darauf. Sie glaubte zu fühlen, daß Max sie beobachtete.

„Kennen Sie den Admiral de Rigny?“ fragte er plötzlich.

„Ja, ein wenig.“

„Ich möchte Sie um eine Gefälligkeit, um ein Empfehlungsschreiben an ihn bitten.“

„Für wen?“

„Ich trage mich seit einigen Tagen mit allerlei Plänen,“ fuhr er mit erheuchelter Heiterkeit fort. „Ich möchte mich bekehren, irgend eine echt christliche Handlung verrichten, weiß aber nicht, wie ich es anfangen soll.“

Die Frau von Piennes warf ihm einen strengen Blick zu.

„Endlich habe ich mich entschlossen,“ setzte er hinzu. „Es thut mir leid, daß ich vom Militärwesen nichts verstehe; indefs das lernt sich. Ich weiß doch schon jetzt ein Gewehr nicht übel zu handhaben, und fühle das Verlangen in mir, nach Griechenland zu gehen, und zum Ruhme des Kreuzes einige Türken zu tödten.“

„Nach Griechenland!“ rief die Frau von Piennes verwundet aus.

„Ja, nach Griechenland. Was soll ich hier? Ich langweile mich, taue zu nichts, kann nichts Nützliches thun, und Niemand in der Welt vermißt mich. Warum sollte ich nicht Vorbeeren pflücken, oder mir für eine gute Sache den Kopf abschlagen lassen? Uebrigens sehe ich keinen anderen Weg, auf dem ich in den Tempel des Ruhms gelangen könnte, woran mir doch viel liegt.“ Und er lachte erzwungen.

„Sprechen Sie im Ernst, Mar? Wollen Sie nach Griechenland gehen?“

„In vollem Ernst; nur werde ich mich bemühen, daß man die Nachricht von meinem Tode so spät als möglich erhalte.“

„Sie wollten nach Griechenland gehen? — An Kämpfern fehlt es den Griechen nicht. . . Sie würden zwar sicherlich einen sehr guten Soldaten abgeben, aber . . .“

„Ohne Scherz,“ entgegnete er; „es ist dies meiner Meinung nach das Beste, was ich thun kann. In Paris kann ich nicht bleiben (er sprach diese Worte mit einer gewissen Heftigkeit); ich bin unglücklich hier und werde dumme Streiche machen. . . Ich kann nicht widerstehen. . . Aber wir sprechen bei einer anderen Gelegenheit davon; ich reise nicht sogleich, aber reisen werde ich. . . Ich muß, ich habe mir es geschworen, und wissen Sie, daß ich seit zwei Tagen schon Griechisch lerne? Es ist eine sehr schöne Sprache.“ Dann trat er an das Piano und schlug einige melancholische Accorde an; plötzlich aber nahm er seinen Hut und verabschiedete sich.

Die Frau von Piennes war in großer Unruhe. Daß Mar sie liebte, ließ sich nicht wohl ablängnen. Diese Liebe, das sagte sie sich, schrieb sich aus einer schon fernern Zeit her, aber sie war sonst durch dieselbe nicht beunruhigt worden. Zwischen einer frommen Dame und einem ungläubigen Weltmanne befand sich eine unübersteigliche Schranke, die sie sonst beruhigte, wenn sie auch der Eitelkeit nicht unzugänglich war, einem so leichtsinnigen Manne wie Mar eine ernste Leidenschaft einzulösen. Sie hatte nie geglaubt, daß ihr diese Liebe einst gefährlich werden könne. Jetzt, da er sich geändert hatte, fing sie an, ihn zu fürchten. Sein unerwarteter Beschluß, die Heimath zu verlassen, hätte wohl auch durch seine Liebe zu Arsene Guillot erklärt werden können; aber dieser Gedanke war der Frau von Piennes noch peinlicher.

Am anderen Morgen las sie in einer Zeitung, daß irgend ein Pascha eine gewisse Stadt in Rumelien zerstört und Frauen und Kinder ermordet habe, und daß einige Philhellenen, welche mit den Waffen in der Hand ergriffen worden, unter schrecklichen Qualen den Tod hätten erleiden müssen. Sie dachte an

Mar, der sich auch in dieses gefährliche Land begeben wollte, als man ihr ein Briefchen von ihm brachte. Er hatte sie am vorigen Abend nicht bei Mad. Darsenay getroffen und erkundigte sich nach ihrem Befinden, so wie nach der Zeit, in welcher er zu Arsene Guillot gehen sollte. Sie gab mündlich Antwort, da sie nicht zu schreiben wagte, wollte dann früher zu der Kranken gehen, um Mar von Galligny bei derselben nicht zu treffen, nahm aber ihren Muth zusammen und begab sich festen Schrittes zu der verabredeten Stunde in das Zimmer Arsenes.

Die Kranke lag offenbar im Sterben, und die Frau von Piennes erfuhr, daß der Arzt glaube, sie würde nicht noch einen Tag erleben. Arsene erkannte indefs ihre Gönnerin und dankte ihr für den Besuch.

„Sie werden sich nicht oft mehr hier herauf zu bemühen nöthig haben,“ sagte sie mit matter Stimme.

Als Mar erschien, trat er ebenfalls an das Bett. Niemand sprach, bis der Geistliche erschien, der lange mit ihr betete. Sie lag wie entseelt da, und die Wärterin sagte wirklich: „Sie ist todt!“

„Du Arme!“ seufzte Mar, indem er wie aus einer Betäubung aufwachte; „welches Glück hast Du auf Erden gehabt?“

Wie durch seine Stimme neu belebt, schlug Arsene die Augen nochmals auf und flüsterte leise: „Ich habe geliebt!“ Dann bewegte sie die Finger und schien die Hände auszustrecken zu wollen. Mar und die Frau von Piennes ergriffen die Hände der Sterbenden, die dann noch einmal mit traurigem Lächeln wiederholte: „Ich habe geliebt!“ Das waren ihre letzten Worte.

Auf dem Gottesacker Père Lachaise, zwanzig Schritte links von dem Grabe des Generals Foy liegt ein Stein, um den her immer schöne Blumen blühen. Auf dem Steine steht in großen Buchstaben geschrieben:

„Arsene Guillot.“

Die Marquise.

Novelle.

Unter den Landgütern ganz in der Nähe von Paris galt 1780 das der Marquise Kimée de Chevreuires in Choisy-le-Roi mit Recht für eines der schönsten. Sie hatte es von ihrem Vater geerbt, der vor wenigen Jahren gestorben war und es bildete nur einen geringen Theil der unermesslichen Besitzungen, die ihr allein und ausschließlich angehörten. Sie war die einzige Tochter, hatte ihre Mutter sehr frühzeitig verloren und wartete nur auf ihre Volljährigkeit, um den Besitz anzutreten. Welchem glücklichen Edelmann war es vorbehalten, die Hand dieser jungen und schönen Marquise zu erlangen?

Er war vielleicht schon gefunden, wenn man aus dem halb ironischen, halb ernstern Gespräche schließen darf, das zwischen der Herzogin von Noquefeuille und dem Vicomte von Chatil-

lon, dem Oheime und Vormunde der jungen Marquise, im Schlosse Chenevrières unter den schönen Bäumen des Parks geführt wurde.

„Endlich,“ sagte die Herzogin von Roquefeuille zu dem Vicomte, „endlich werden wir aufhören Feinde zu sein.“

„Ich wäre geneigt, nicht daran zu glauben, Frau Herzogin, wenn man seit dem Herrn von Cagliostro an irgend etwas zweifeln dürfte.“

„Wir werden gute Verwandte werden.“

„Verwandte waren wir auch jetzt schon.“

„Gute Verwandte, sage ich. Es wurde auch Zeit, daß der Streit unter uns aufhörte, wenn man bedenkt, daß mein Großvater und der Großgroßvater Aimées, Ihrer Nichte und Mündel, unter Ludwig XIII. einen Zweikampf miteinander hatten wegen des Waldes von Thiangés, um den wir noch vor wenigen Tagen miteinander prozessirten. Der König Ludwig XIII. verbannte den Sieger und behielt den Wald für sich selbst.“

„Deshalb nennt man ihn wahrscheinlich den Gerechten.“

„Alles ist sonderbar in dieser ewigen Streitsache. Der König Ludwig XIV. ernannte, um die Nachkommen des benachteiligten Zweiges der Familie, jenes Ihrer Mündel, zu entschädigen, ein Mitglied desselben zum Gouverneur von Poitou, zu gleicher Zeit aber auch Einen meiner Vorfahren zum Gouverneur von Angoumois.“

„Blos damit diese Entschädigung nicht aussehe wie eine Handlung der Gerechtigkeit,“ erwiderte der Vicomte spöttisch.

„Die beiden Gouverneure erklärten einander den Krieg — immer wegen des Waldes von Thiangés und der König setzte beide ab.“

„Erlauben Sie mir zu bemerken,“ fiel der Vicomte ein, „daß der König Ludwig XV. der Mutter meiner Nichte den Wald von Thiangés zurückgab.“

„Ja, lieber Vicomte, aber die Gerichte erklärten diese Schenkung für unmöglich, also für ungiltig und sprachen den Besitz des Waldes meiner Familie zu.“

„Dagegen hat das Parlament unter dem regierenden Könige den Wald von neuem dem Staate zugesprochen, weil derselbe unter Ludwig XIII. mit Recht eingezogen worden sei.“

„Endlich,“ setzte die Herzogin von Roquefeuille hinzu, „hat der König entschieden, trotz dem Ausspruche des Parlaments, daß er, wenn die beiden Familien aufhören wollten, gegeneinander und gegen den Staat zu prozessiren, und sich durch eine Heirath vereinigen könnten, diesem Ehepaar das Schloß und den Wald Thiangés zurückgeben würde. Der Wunsch Sr. Majestät wird, Gott sei Dank! in Erfüllung gehen; mein Sohn, der Herzog von Roquefeuille, und Ihre Nichte, Herr Vicomte, werden sich miteinander vermählen und diese glückliche Verbindung wird dem Prozesse ein Ende machen. . . Zwar geben wir — Kinder zusammen, aber diese frühe Ehe wird ein Glück für sie sein; — sie werden einander um so länger lieben können.“

Der Vicomte von Chatillon streckte seine beiden Füße aus,

wie Jemand, der eine Vorlesung anhören mußte, die er nicht verdient hatte und sagte dann: „Das wird die Zeit entscheiden.“

„Wir wollen das Beste hoffen. Sollte man nicht glauben, sie wären für einander geschaffen? Mein Sohn ist sechszehn Jahre alt.“

„Meine Nichte steht im funfzehnten.“

„Meine Freude ist groß, Herr von Chatillon, aber jedes Licht hat seinen Schatten. Ich kann jene Entführungsgeschichte nicht vergessen.“

„Ich begreife sie auch nicht,“ rief der Vicomte aus; „und offen gestanden, es wäre mir weit lieber, wenn ich meine Nichte im Kloster wüßte als hier unter meinem Schutze. Ich wollte sie auch noch drei Jahre dort lassen, aber mit einem Male bringt man sie mir, ganz erschrocken über die Entführung, der sie nur durch ein Wunder entgangen war. Sie müßte also sehr sorgfältig bewacht werden.“

Die Herzogin von Roquefeuille öffnete ihren Fächer und hielt ihn vor die Augen, scheinbar um die Sonnenstrahlen abzuhalten; sie lächelte schalkhaft.

„Ja,“ fuhr der Vicomte fort, „ich muß sie hüten und das ist eine schreckliche Aufgabe für mich, da ich mich selbst kaum hüten kann.“

„Etwas Neues über jene geheimnißvolle Entführung haben Sie also nicht gehört?“

„Ich habe diesen Morgen einen Brief von dem Polizeidirector erhalten.“

„Nun? Was hat er ermittelt?“

„Nichts; er fordert mich auf, die Geschichte ruhen zu lassen, da ich doch meine Nichte wieder besäße und ihre Ehre nicht gelitten hätte.“

„Ich möchte Sie auffordern, diesem Rathe zu folgen.“

„Das werde ich auch thun, aber wenn ich erfahre, wer mir meine Nichte entführen wollte, so ermorde ich ihn.“

„Und das nennen Sie, eine Sache ruhen lassen? Hören Sie mich an, Herr Vicomte; ich bin bei der Sache ebenfalls betheiligt, da mein Sohn Ihre Nichte heirathen soll, schweigen Sie davon und willigen Sie ein, die jungen Leute bald, sehr bald zusammenzugeben, wenn sie einander gefallen. . . Aber da kommt unsere kleine Marquise, wahrscheinlich, um, wie gewöhnlich, den Herzog hier zu sehen. Sie liest im Sehen irgend einen neuen Roman. . . Lassen Sie mich einige Augenblicke allein mit ihr; ich will sie über die Entführung befragen, vielleicht erfahre ich.“

„Ja, sprechen Sie mit ihr darüber und erzählen Sie mir dann, was Sie erfahren haben.“

Während der Vicomte fortging, sagte die Herzogin halblaut vor sich hin: „er merkt nichts. Aber warum gelang die Entführung nicht? Sie hätte die Heirath sicher, unfehlbar gemacht, während jetzt. . . wer weiß? . . . Die Marquise ist so jung und mein Sohn ist — auch jung.“

Die reizende Marquise von Chenevrières, die in diesem Augenblicke frisch, wie eine Rose, in einem seidenen, mit Spi-

gen besetzten leichten Ueberwurfe herbeihüpfte, war allerdings noch sehr jung.

„Wie geht es heute, lieber kleiner Engel?“ fragte die Herzogin.

„Immer ganz gut.“

„Ohne alle Langeweile, Cousine?“

„Ohne alle Langeweile.“

„Und mein Sohn, der Herzog?“

„Ist immer gut,“ antwortete Kimée, indem sie einen Schmetterling zu fangen suchte, „immer liebenswürdig. Wissen Sie, was heute geschehen soll?“

„Nein, ich weiß es nicht.“

„Wir haben einander versprochen, heute ganz offen miteinander zu sprechen. . . Es ist nun bereits ein Monat vergangen, seit wir einander kennen zu lernen suchen.“

„Und Deine Meinung von ihm?“

„Ist keine ungünstige.“

„Und wenn die beiden andern Prüfungen, die von Monat zu Monat folgen sollen, ebenso vortheilhaft ausfallen. . .?“

„Erlauben Sie, Frau Herzogin, ich weiß noch nicht, welche Meinung er von mir hat.“

„Ich fürchtete, Du hättest mir eine kleine Liebchaft verschwiegen, denn jene Entführung. . .“

„Ach, davon weiß ich nicht mehr als Sie.“

„Erzähle!“

„Wir zogen in Prozeßion aus unserm Kloster in die Kirche, als am Eingange derselben eine Verwirrung entstand. . . Ich fühlte mich fortgezogen, emporgehoben und in einen Wagen getragen, den man sogleich verschloß. . . Ich schrie gewaltig und zum Glück hielt an einer Straßenecke ein Mann die Pferde auf. Mein Befreier war Boisroger.“

„Wie kam er dahin?“

„Aus Zufall, — durch Gottes Schickung, wollt' ich sagen.“

„Es ist Schade, daß Du einem Menschen, der nicht von Adel ist, so viel Dank schuldig bist. Mir gefällt der Boisroger nicht.“

„Er hat mich aber doch gerettet. . . Er brachte mich zu meinem Onkel hierher.“

„Hast Du mir aber auch die Wahrheit gesagt? Hast Du nicht vielleicht, unbewußt, die thörichte Liebe des Entführers begünstigt?“

„Ich schwöre Ihnen, Frau Herzogin, daß ich ihn nie gesehen habe.“

„Nun, ich glaube Dir, schöne Cousine,“ antwortete die Herzogin, indem sie Kimée küßte. . . „Beruhige Dich. . . Ich will übrigens Dein Rendezvous mit dem Herzoge nicht stören. Adieu, mein Kind.“

Als die Herzogin einige Schritte weit gegangen war, sagte sie halblaut: „Setzt beunruhigt mich nur noch dieser Boisroger.“

Die junge Marquise dagegen dachte, während sie eine Blume gepflückte: „Meine künftige Schwiegermutter scheint mir nicht zu glauben; sie meint, ich müsse eine gewaltige Leidenschaft für irgend einen schönen Herrn vom Hofe fühlen. . . Alle scheinen nur durch meine Heirath mit dem jungen Herzoge zufrieden zu stellen sein. . . Ah, da kommt er!“

Das schöne jugendliche Paar saß bald auf einer Rasenbank vor einem Blumenbeete und der Herzog sagte: „Da sitzen wir am schönsten Plätzchen in der Welt, keine zehn Minuten von Paris, im glücklichsten Lebensalter. Sie sind funfzehn, ich bin sechs- zehn Jahre alt; Sie sind vollendet schön und ich mißfalle Ihnen vielleicht auch nicht ganz. Wenn noch der abscheuliche Prozeß zu Ende ist, der unsere Familien so lange getrennt hat, so wird uns nichts mehr zu wünschen übrig bleiben. . . Unsere Verwandten meinen, dieses glückliche Ziel lasse sich am besten erreichen, wenn wir uns beide mit einander verheiratheten. . .“

„Langsam, langsam, Herr Herzog; so weit sind wir noch nicht.“

„Allerdings, allerdings, da wir ja eben unsere Prüfungszeit hier verbringen, um beurtheilen zu lernen, ob wir wohl für einander passen. Ein Drittel dieser Zeit, ein Monat, ist abgelaufen, und meine Mutter, wie Ihr Oheim, mein Secretair und Ihre Kammermädchen sind Zeugen, wie vollkommen unsere Charaktere sympathisiren.“

„Ich sehe,“ sagte die junge Marquise, „daß Sie vor der Beichte sich nicht fürchten, die wir einander ablegen wollten, ehe wir den zweiten Monat unseres Noviziats antreten. Haben Sie geliebt, Herr Herzog?“

„Ich bin kaum erst sechs Monate,“ antwortete der junge Herzog, „aus der Pagenschule entlassen, in welche ich mit meinem zehnten Jahre eintrat; wen soll ich da geliebt haben? Und Sie, Marquise?“

„Ich und lieben! Im Kloster? Ich liebte nur die Helden der Bücher, welche ich verstoßen las, aber diese liebte ich auch leidenschaftlich. Ach, wie wohl gefielen sie mir wegen der großen Opfer, welche sie den Damen ihres Herzens brachten!“

„Sie schwärmen, Mademoiselle.“

„Und Sie, Herr Herzog?“

„Ich auch.“

„Ich glaube es nicht!“

„Welches Opfer müßte ich bringen, um von Ihnen geliebt zu werden?“

„Lieben Sie die Jagd?“

„Mit Leidenschaft.“

„Nun, so jagen Sie nicht mehr.“

„Ich entsage von heute an dieser üblen Passion.“

„Ich danke Ihnen.“

(Fortsetzung folgt.)